SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Universität Adieu!? Abschiedsvorlesung vom 15. Juli 2008 an der LMU München

Keupp, Heiner

Veröffentlichungsversion / Published Version
Vortrag / lecture

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Keupp, H. (2010). Universität Adieu!? Abschiedsvorlesung vom 15. Juli 2008 an der LMU München. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, *33/34*(4/1), 133-151. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-386407

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Comercial-NoDerivatives). For more Information see:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0

gesis
Leibniz-Institut
für Sozialwissenschaften

Mitglied der
Leibniz-Gemeinschaft

Psychologie & Gesellschaftskritik, 33 (4) u. 34 (1), 133-151.

Heiner Keupp

Universität Adieu!?

Abschiedsvorlesung vom 15. Juli 2008 an der LMU München

Bei dem Beitrag handelt es sich um die vom Autor gehaltene Abschiedsvorlung vom 15. Jui 2008 an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Bereits damals hat der Autor vor Entwicklungen gewarnt, die nun die Proteste auslösten als auch ein wünschenswertes Alternativszenario entworfen. Persönlicher Rückblick und Ausblick auf die Zukunft der Universität, Utopie und Melancholie in einem Text vereint.

Schlüsselbegriffe: StudentInnenbewegung, Ökonomisierung der Universitäten, Eventisierung, unternehmerisches Selbst, erschöpftes Selbst, Widerstand

Zunächst eine Bemerkung zur Stimmungslage, die ich mir für heute wünsche: Von Beileidsbekundungen bitte ich abzusehen, denn der anstehende Abschied von meiner Tätigkeit an der Universität fällt mir gar nicht schwer. Ich bin sogar dankbar, dass ich gerade jetzt gehen kann, denn die ›schöne neue Uniwelt‹, die im Wintersemester mit dem Einstieg in die Bachelorstudiengänge eine nächste Stufe ihrer als Reform maskierte Selbstdemontage, ist immer weniger die meine. Die kundigen PsychologInnen hier im Raum werden sich besorgt fragen, ob hier nicht einer seine Trauer abwehrt, wo er doch seinen Job erkennbar gern hatte. Das ist zwar richtig. Mir hat die Arbeit mit meinen StudentInnen bis in die letzte Semesterwoche hinein wirklich viel Freude gemacht, aber ich konnte mich ja schon lange auf diesen Einschnitt vorbereiten und die Arbeit mit Studierenden werde ich in vielfältiger Form weiter führen können. Ein ›Austragshäusel‹ für einen ›entpflichteten‹ Professor steht z. B. in Südtirol, wo ich eine Gastprofessur wahrnehmen werde. Auch die Forschung bleibt mir erhalten, einige Projekte laufen auf jeden Fall weiter. Ich verabschiede mich vor allem von dem institutionellen Gefüge, in dem ich immer mehr das Gefühl der ›Unbehaustheit‹ habe. Das universitäre Haus wird umgebaut, modernisiert, und da ist für Personen meines Zuschnitts die

Wohnlichkeit verloren gegangen. Um diese Aussage zu begründen, muss ich etwas über meinen Bildungsgang im universitären Feld sagen. Ich knüpfe dabei zunächst an diesem Raum an.

Diese ›Große Aula‹ ist für mich ein wichtiger Ort und in ihr lässt sich ein Bogen spannen, der einen Zeitabschnitt von 40 Jahre einschließt. Es ist ein Ort, der mit Reformhoffnungen einerseits und mit Restauration andererseits besetzt ist. Im Winter 1967/68 fand hier ein *Teach-In* statt, zu dem die ADU-Gruppe Psychologie eingeladen hatte. Hier tauchen gleich zwei erklärungsbedürftige Begriffe auf. Meine jüngeren KollegInnen wollten kürzlich wissen, was denn ein *Teach-In* sei. Was sagt dazu Wikipedia? Dort heißt es:

> »Teach-in ist eine populäre Form einer Lehr-, Diskussions- und Informationsveranstaltung zu einem politischen, gesellschaftlichen (oder sonst irgendwie polarisierenden) Thema besonders im Zuge der 68er-Bewegung, die typischerweise auf einem Universitätscampus abgehalten wird. Es ist eine gewaltfreie Aktion. Die Zuhörer sollen über Missstände und die Einordnung in einen größeren Zusammenhang (z.B. strukturelle Gewalt) informiert werden und dazu angeregt werden, etwas dagegen zu tun.«

Und ADU heißt Aktion Demokratische Universität und es war 1967 der Zusammenschluss all jener StudentInnen, die sich in ihrem Leiden an einer autoritären und elitären Bildungseinrichtung zusammengefunden hatten und das probiert haben, was Willy Brandt dann etwas später als »Demokratie wagen« bezeichnet hat. Hier in die Große Aula haben wir unsere DozentInnen zu einer Diskussion eingeladen und ich hatte den Auftrag übernommen, die Resolution mit unseren Forderungen vorzutragen. Ich war im 6. Semester und hatte bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht einmal in einer Übung die von meiner Schüchternheit bestimmte Redehemmung überwinden können. Jetzt ging es auf einmal und es war möglich, unsere Resolution vorzutragen und zu begründen. Später hatte ich hier selbst immer wieder mal eine Vorlesung zu halten und auch bei den Promotions- und Diplomfeiern, die hier regelmäßig stattfinden, geht mir immer wieder diese emanzipatorische Ur-Szene durch den Kopf und ich

denke an viele große *Teach-Ins* und Vollversammlungen, in denen hier über die richtigen Wege zur Lösung universitärer und allgemein-politischer Probleme diskutiert und gestritten wurde.

Hier in diesem Raum gab es aber 1972 auch eine gruselige Veranstaltung. Es ging um das 500-jährige Jubiläum dieser *Alma Mater* und es hatten sich hohe politische Würdenträger angesagt. Der vordere Teil dieses Raumes und ein Spalier dort hin waren von Studenten schlagender Verbindungen in ›voller Wichs‹ abgeschirmt. Es wimmelte in der Uni und in ihrem Umfeld von Sicherheitsbeamten, die trotz ihrer Verkleidung als Studenten an ihrem Habitus und an Ausbeulungen ihrer Klamotten an den falschen Stellen schnell erkannt waren. Es kamen Gefühle auf, wie bei dem Besuch des persischen Schahs, der von ›Jubelpersern‹ abgeschirmt wurde, die wild auf protestierende Bürger einprügelten.

Und noch eine letzte Raumerinnerung: Kürzlich hat unsere Fakultät Marcel Reich-Ranicki hier die Ehrendoktorwürde verliehen und dieser hat in einer eindrücklichen Rede an die Zeit erinnert, als München und auch diese Universität nationalsozialistisch leuchtete und z. B. Lion Feuchtwanger und anderen jüdischen Absolventen ihre Doktorgrade aberkannte. Ein so erinnerungsgeschwängerter Raum eignet sich, um sich von dieser Uni zu verabschieden und darüber nachzudenken, wohin sie treibt oder getrieben wird. Wenn ich diese Frage anhand jener Erwartungen und Forderungen beantworten sollte, die bei unserem *Teach-In* vor 40 Jahren artikuliert wurden, dann käme eine nicht gerade freundliche Bilanz heraus. Da ich noch immer – wie damals – davon überzeugt bin, dass die Demokratisierung der Universität und das Engagement der Universitäten für eine sozial gerechtere und demokratische Gesellschaft zu ihren Kernaufgaben gehören, frage ich mich, ob sie sich nicht gerade sehr weit von dieser Idee entfernt. Wir wollten den Elfenbeinturm öffnen und wir wollten seine feudal-autoritär-elitären innere Verfassung demokratisieren, damit anstehende Veränderungsprojekte radikal, also an die Wurzeln gehend, angepackt werden könnten.

Viele, die jetzt Ihren Ruhestand antreten oder vor sich haben, gehören jener Generation an, die man mit dem Kürzel die »68er« bezeichnet oder beschimpft, viele darunter, die sich in einem großartigen Akt der Nach-

träglichkeit hier zuordnen. Da mein Einstieg in die universitäre Lebenswelt sehr viel damit zu tun hat, will ich kurz auf mein 1968 zurückblicken.

Mein 1968

Mein 1968 kann nur verstanden werden, wenn ich darüber berichte, wie ich eigentlich die Universität in meiner eigenen Studentenzeit erlebt habe. Nach meinem ersten Semester in Frankfurt bin ich ausgeflippt. Ich hatte niemanden gefunden, der mir erklärt hätte, dass es verrückt ist, im ersten Semester bei Adorno in ein Hauptseminar zu gehen. Ich hatte nichts verstanden und es als mein eigenes Unvermögen gedeutet. Das war der missglückte Einstieg in die Soziologie. Die Studienberaterin, die ich in meiner Hilflosigkeit aufsuchte, war in ihrer distanziert-arrogant wirkenden Intellektualität unerreichbar für die kleinen studientechnischen Alltagsfragen und ich habe sie deshalb auch nicht gestellt. In der Psychologie war ich total ›gefrustet‹. Sie war absolut ›staubtrocken‹, weil ich an einen Gestaltpsychologen geraten war, dessen Psychologie sich im Nacherzählen von langweiligen Wahrnehmungsexperimenten erschöpfte. Mut machte mir allein ein alter Herr, der in gemächlichem Schwäbisch über die Philosophie der Aufklärung vortrug. Es war Max Horkheimer. Imponierend, verständlich, aber für mich als Person und Ratgeber unerreichbar. Nach drei ›Freisemestern‹ bei der Bundeswehr, in denen ich vor allem gelernt hatte, mich mit den Prototypen des *autoritären Charakters* (Adorno, 1982) auseinanderzusetzen, nahm ich noch einmal einen Anlauf, nicht mehr so naiv, besser informiert über den Unibetrieb und die Studiertechniken. Ich war sicherlich hoch motiviert und doch hatte ich keine Freude. Die Münchner Uni vermittelte mir vor allem Situationen von Leistungsdruck und Angst. Selbst der kleinste Assistent war eine furchterregende Figur. Im Seminar den Mund aufzumachen, war lange Zeit unvorstellbar. Erst der Zwang, ein Seminarreferat vortragen zu müssen, hat öffentliche Rede erzwungen, aber unter welchem Druck! Ein Angebot der Studentenberatung, so es damals vorhanden gewesen wäre, hätte in dieser Zeit in mir einen willigen Kunden gefunden. Ich habe dann allerdings ein ganz anderes Therapeutikum gefunden: die Studentenbewegung. Gerade in den sehr intensiven

ersten Monaten habe ich Riesenschritte machen können. Ich habe meine Ängste als etwas erfahren, was nicht mehr mein persönliches Problem zu sein brauchte. Sie wurden als kollektive Neurosen identifiziert und bearbeitet. Ich kann sehr viel mit der Formulierung von Schülein (1979, S. 91) anfangen, wenn er sagt, die Studentenbewegung könne man in ihrer Anfangsphase als »interaktive Neurosenprophylaxe« verstehen. Gemeint ist damit, dass die Studentenbewegung ein kommunitäres Netz von Sozialbeziehungen darstellte, die dem einzelnen Zugehörigkeit und daraus resultierender Stärke vermitteln konnte. Sie ermöglichte einen Lernprozess in ›Sieben-Meilen-Stiefeln‹ in Selbstorganisation. Sie vermitteln eine Ahnung, ein Grundgefühl an Möglichkeiten, das was Robert Musil (1967) den »Möglichkeitssinn« nannte. Sie zeigen, dass uns auferlegte Identitätsschablonen oder Sozialisationsmuster überschritten werden können, aber das erfordert einen langem Atem, Reflexionsbereitschaft und -fähigkeit, einen kollektiven Rahmen, der dazu ermutigt, und manchmal auch einen therapeutischen Ort zur Nachsozialisation. Nur so kann eine Nachhaltigkeit von Lernprozessen gesichert werden.

Es wird ja zurzeit mal wieder viel über die 68er geredet, viel projektiver Unsinn übrigens. 1968 hat einen Demokratisierungsschub gebracht und »Demokratie wagen« war die Resonanz auf der politischen Ebene. Auch in die Hochschulen ist dieser Geist eingezogen. Bei dem schon genannten *Teach-In* haben wir damals die Drittelparität gefordert und sie kam dann auch für ein paar Monate als vorläufiges Zugeständnis unserer Professoren. An den Reformuniversitäten erhielt sie eine gesetzliche Grundlage und selbst in Bayern wurde sie an der neugegründeten Universität Regensburg erprobt. Lange hat das nicht vorgehalten. Die Mitbestimmungsmöglichkeiten von Studierenden und Assistenten wurde auf ein symbolisches Schrumpfmaß zurückgenommen.

Neben dem Ziel einer ›inneren Demokratisierung‹ der Hochschule und der Wissenschaft ging es immer auch um die Relevanz der Wissenschaft für die Gestaltung einer Gesellschaft, in der soziale Gerechtigkeit, Überwindung von Ausbeutung von Menschen durch Menschen und ökonomische Strukturen, die volle Inklusion von Minderheiten und die Schaffung angemessener sozialpolitischer Strukturen und Hilfesysteme oberste Pri-

orität haben. Diese Ziele schienen uns ohne eine kritische Auseinandersetzung mit dem ›real existierenden Kapitalismus‹ nicht möglich zu sein. Bei dem Versuch, dessen Strukturlogik zu begreifen, sind einige von uns in guter oder schlechter universitärer Tradition in der Lektüre der ›blauen Bände‹ der Marx-Engels-Ausgabe hängen geblieben. Andere sind von ihrer revolutionären Ungeduld in blinden Aktionismus verfallen und einige wenige haben dabei die Utopie einer herrschaftsfreien Gesellschaft ganz aus dem Auge verloren. Als Ziel für mich immer noch wichtig: Die Universitäten haben eine gesellschaftliche Verpflichtung, sie müssen raus aus dem Elfenbeinturm, sie müssen eine Instanz kritischer Reflexion sein. Ich fürchte, dieser außeruniversitäre Bezug hat sich heute weitgehend auf die Dienstbarkeit gegenüber ökonomischen Interessen reduziert.

Universität heute

Die Bilder ändern sich und statt des Elfenbeinturms ist jetzt der ›Leuchtturm‹ die Leitmetapher. Er soll permanent blinken und das erfordert eine grundlegend veränderte Präsentationskultur. Die Zielgruppe dafür ist allerdings weniger eine breite Öffentlichkeit, die einmal im Jahr eine *Lange Nacht der Wissenschaften* geboten bekommt, nein, Ziel ist die Mobilisierung der Universitätsangehörigen selbst, die erreicht werden soll. Sie sollen sich zu Höchstleistungen aufschwingen, alle ihre Ressourcen aktivieren, Grenzen eines traditionellen Wissenschaftsverständnisses überschreiten und die Bequemlichkeitseffekte einer Beamtenmentalität überwinden. Entbürokratisierung und Entstaatlichung sind weitere Zielvorgaben. Für all diese Ziele, die durchaus gute Gründe für sich reklamieren können, lassen sich eifrige Apologeten im Wirtschaftsbereich finden und auch die populistischen Kampagnen über »faule Professoren«, die man immer mal ausmachen kann, erhöhen durchaus den Druck. In vielen Fragmenten zeigt sich eine oft hektische und chaotische Veränderungsdynamik, die für die direkt davon Betroffenen nicht leicht ›lesbar‹ ist. Sie bedeutet zunächst einmal das Erlernen neuer Begriffe und eine Unzahl von Sitzungen, in denen die Strukturveränderungen angeeignet und zum aufwändigen Alltagsgeschäft transformiert werden müssen. Wenn man die

Fragmente zu einem Gesamtbild zusammenzufügen versucht, dann entsteht das Bild einer Universität, das mit der Humboldtschen Idee von Universität fast nichts mehr gemeinsam hat. Das möchte ich durch aktuelle Beispiele und Erfahrungen exemplarisch aufzeigen und damit die These untermauern, dass die ›Eventisierung‹ der Hochschullandschaft Teil einer Mobilisierungsstrategie ist, die die Universitäten ihrer kritisch-reflexiven Restbestände an Autonomie beraubt und sie in das Getriebe des globalisierten Kapitalismus als unmittelbar nutzbare Ressource widerstandslos einpasst. Man könnte von einer ›Entkernung der Universitäten‹ sprechen, die von einer Wettbewerbssituation in die nächste gejagt werden, darin Spitze beweisen sollen und dabei ihre Produktivität und Kreativität in einem hektischen ›Mehr vom Gleichen‹ einbüßt. Als eine »Zähmung der wissenschaftlichen Neugier« hat es Helga Nowottny (2005, S. 34) vorsichtig bezeichnet.

Umbau der Universitäten – Impressionen von einer Baustelle

Ein neuer ›Jargon der Eigentlichkeit‹

Kürzlich saß ich in dem Beratungsgremium einer großen Volkshochschule. Die geplanten neuen Angebote für das kommende Halbjahr wurden diskutiert. Ein Kurs, der sich mit einem neuen Konzept der Elternbildung beschäftigen soll, war überschrieben *Eltern – ›Leuchttürme‹ oder ›Sparringspartner‹*. Dieser Titel löste bei mir eine heftige Gegenübertragung aus. ›Leuchttürme‹ – wie kann man einen solchen verbrauchten Begriff verwenden? Ich kann ihn wirklich nicht mehr hören. Ich war mit dieser Reaktion nicht ganz allein, aber die Mehrheit des Gremiums konnte sie nicht verstehen. Ein Leuchtturm liefere doch ein positives Bild: Verlässliche Orientierung, Hoffnung, ja vielleicht sogar Rettung! Ja, so kann man das sehen, aber nur wenn man seinen inflationären Gebrauch im Elitediskurs der sich radikal verändernden Hochschullandschaft nicht kennt oder nicht von Texten überschwemmt wird, in denen es nur so wimmelt von Leuchttürmen. Als am 23. Juni 2005 Gerhard Schröder die mühsam aus-

gehandelte Bund-Länder-Initiative verkündete, die 1,9 Milliarden Euro für eine ›Exzellenzinitiative‹, die erst einmal fünf Jahre laufen sollte, sprach er von den »Leuchttürmen der Wissenschaften«, die hier aufgestellt werden sollten. Das klang noch etwas gewöhnungsbedürftig. Aber wenn dann sehr bald in der eigenen Hochschule dieser Jargon ganz ohne ironische Distanz Tag für Tag nachgeplappert wird, dann wird er entweder in die eigene Rede oder Schreibe inkorporiert oder er löst Abwehrreflexe aus. Er wird zur Metapher für eine Universität, in der man sich schon längst expatriiert fühlt.

Wir wissen ja seit Wittgenstein (2001), dass unsere Sprachspiele auch unsere Denkbahnen lenken. Die neue Sprache und Denke der formierten Universität, ihr ›Jargon der Eigentlichkeit‹, kommt einem ja bekannt vor. Die Wirtschaft hat sich längst unter Anleitung smarter und harter Unternehmensberater einer marktradikalen Transformation unterzogen und die dort vertrauten Begriffe tauchen jetzt alle im neuen Jargon des Hochschulmanagements auf: Stellenbewerber werden in *Assessment Centern* auf ihre Eignung abgecheckt. Von ›Qualitätsmanagement‹, über *Benchmarking*, die Steuerungs- und Strategiefähigkeit durch neue *Governance*-Strukturen, *Ranking* in allen denkbaren Varianten, *People Processing* bis zur Modularisierung reichen die gängigen *Plastikwörter* (Pörksen, 1988), die begrifflichen Duftmarken, die man kennen und noch besser flüssig dem eigenen Redestrom einverleiben sollte. Von den *stake holders* der Universität war kürzlich in einer Gremiensitzung die Rede, auf die wir Rücksicht zu nehmen hätten. Aus den Studiengebühren berappenden Studierenden werden Kunden, von deren kritischen Kundenverhalten Rückkopplungseffekte auf die Qualität der Lehre erwartet werden. Und man will sich natürlich erfolgs- und gewinnträchtig ›aufstellen‹.

Der Sport ist eine zweite Diskursarena, die gern genutzte Metaphern liefert. Der Wettbewerb, der die ›Exzellenzinitiative‹ für die Hochschullandschaft einläutete, wurde unter dem Titel *Brain up. Deutschland sucht seine Spitzenuniversitäten* von Ernst-Ludwig Winnacker ausgerufen und man fühlt sich sehr schnell in einem sportlichen Wettkampf auf höchstem Niveau. Immer wieder wird der Aufstieg in die kleine Gruppe der Eliteuniversitäten mit dem Mitspielen in der *Champions League* verglichen,

also mit dem höchsten europäischen Fußballwettbewerb. »Eine auf Rekorde und Spitzenleistungen versessene Gesellschaft kann gar nicht anders, als sich auch Wissenschaft nach eben diesen Prinzipien organisiert vorzustellen, und die Berichte über Big Science und weltweit umworbene Spitzenforscher erinnern immer öfter an die Hintergrundreportagen über die Transfersummen in der Champions League« (Liessmann 2006, S. 126). Auch der Vergleich mit den Olympischen Spielen wird nicht gescheut. Der Präsident der Julius-Maximilians-Universität Würzburg zieht in den Wettbewerb um die Elitestatus-Medaillen mit olympischem *Spirit*: »Wir wussten, dass die Konkurrenz sehr hart ist. Aber das ist wie bei den Olympischen Spielen. Nicht alle der Besten können eine Medaille bekommen. Wir werden nun unser Zukunftskonzept weiter ausarbeiten und uns als eine der besten deutschen Universitäten erneut dem Wettbewerb stellen« (Universität Würzburg, 2007).

Qualitätskonten als Messlatte von Exzellenz: Geld und Rankings

Für die Feststellung von Exzellenz gibt es zwei Messlatten. Neben den eingeworbenen Drittmittelsummen gibt es das *Ranking* über Publikationen, die nach einer ganz eigenen ›Währung‹ taxiert werden.

Bei einem Treffen mit einem sehr geschätzten Kollegen aus dem Bereich der Theologie spüre ich dessen Empörung, die er sich aus einem Treffen mit der Führungsebene einer Eliteuniversität mitgebracht hat. Dort wurde er mit der knallharten Erwartung konfrontiert, dass die Geisteswissenschaften ein vergleichbares Drittmittelvolumen einwerben sollten wie die Naturwissenschaften. Wie soll das ein Fach bewerkstelligen, das sich mit kirchlicher Jugendarbeit beschäftigt? Diese Frage kann man ja dann stellen und kann darauf auch rational begründbare Antworten geben. Die Empörung entstand eher aus der Botschaft, die als Subtext gesendet wurde: Die Qualität eines Wissenschaftlers wird auf der Waage seiner unternehmerischen Potenz abgewogen. *Das unternehmerische Selbst* (Bröckling, 2007), der neue kategorische Imperativ des herrschenden marktradikalen Gesellschaftsmodells, ersetzt immer mehr die Figur des kreativen Intellektuellen, der seine gedankliche Unabhängigkeit gera-

de dadurch erweist, dass er nicht von fremd gesteuerten Geldströmen abhängig ist. Die demokratisch nicht mehr kontrollierten Verflechtungen zwischen Hochschulen und Wirtschaft breiten sich krakenartig aus. Es werden rund um die Universitäten Firmen gegründet und da damit ja auch ein konstruktiver Beitrag zum Arbeitsmarkt geleistet wird, wird das durchaus positiv gesehen. Mit ihren Patenten machen vor allem Technische Universitäten einträgliche Geschäfte. Die Pharmaindustrie lässt an Universitätskliniken neu entwickelte Präparate testen und die Universitäten verdienen daran. Universitäten verstehen sich zunehmend als Unternehmen. Da wo früher ein kostenfreies öffentliches Forum für interessante Vorträge zu finden war, werden heute saftige Mieten erhoben, selbst bei studentischen Projekten. Manager und Unternehmer werden zunehmend die Leitbilder dieser neuen Universität. In den neu etablierten ›Hochschulräten‹, die im Vergleich zu den traditionellen Selbstverwaltungsgremien immer einflussreicher werden, sitzen inzwischen die Personen, die sich auch in den Aufsichtsräten der Großkonzerne tummeln.[1] Sie sorgen schon dafür, dass die Universitäten ihre Profile an den ›ökonomischen Notwendigkeiten‹ ausrichten.

Das unternehmerische Selbst beginnt zunehmend die Identitätserzählungen der Universitätsangehörigen zu bestimmen. Ein Kollege aus dem universitären Mittelbau einer medizinischen Fakultät sagte mir kürzlich, er sei 3 Millionen Euro ›schwer‹. Er meinte die ›Drittmittel‹, die er eingeworben hat, die sein ›Gewicht‹ in der neuen universitären Rangskala ausdrücken sollen und die ihm das Gefühl vermitteln, dass er ›dazu gehört‹. So ein Zahlenwert löst bei dem, dem er mitgeteilt wird, fast reflexartig die Frage nach dem eigenen Drittmittelaufkommen aus. Als Projektleiter in zwei DFG-finanzierten Sonderforschungsbereichen, die mir annährend zwei Jahrzehnte die Zugehörigkeit zur ›Spitzenforschung‹ (so werden Sonderforschungsbereiche eingeordnet) gesichert hat, kann ich mich locker in den Kreis der universitären Millionarios einordnen und werde durch monetären Statusmarkierungen nicht verunsichert. Aber ich kenne diese Reflexe der Selbstwertabsicherung. »Wenn die Eintreibung von Drittmitteln zum Qualitätskriterium einer Wissenschaft wird, wird der

zum Versager, der solche Mittel gar nicht benötigt, weil ein Kopf zum Denken genügt« (Liessmann, 2006, S. 126).

Zunehmend entscheiden auch die Punktwerte bei den *Rankings* über die Berufung auf eine Professur. Da haben Aufsätze in englischsprachigen Journalen, die alle Publikationsangebote einem *Peer-Review*-Verfahren unterziehen, höhere *Impact*-Faktoren, als solche, die in einer deutschen Zeitschrift publiziert werden. Bücher in deutscher Sprache zu schreiben und zu publizieren, kann man einem jungen Kollegen, der eine akademische Karriere vorhat, nicht mehr empfehlen. Aufsätze in Sammelbänden braucht man gar nicht mehr anzugeben, denn sie bringen ohnehin kaum mehr Punkte auf das *Ranking*-Konto. Die Folge dieser Entwicklung ist, dass vor allem junge Wissenschaftler ihren ganzen Ehrgeiz in die Platzierung von Aufsätzen in *high-ranked journals* investieren. Die haben einen so hohen Standardisierungsgrad, dass sich einer wie der andere liest bzw. deshalb auch gar nicht mehr gelesen werden – außer von der unmittelbaren ›Konkurrenz‹. So ist eine öde Zeitschriftenlandschaft entstanden, die keine Inspiration, Ideen, Kreativität oder auch ›giftige‹ Essays enthält. Beiträge, die sich in gesellschaftliche oder politische Diskurse einmischen, bekommen gerade noch bei der VG Wort eine Chance, auf den karriererelevanten Literaturlisten haben sie nichts mehr zu suchen. Die Einladung zur Mitarbeit an einem spannenden Buchprojekt wird immer häufiger dankend abgelehnt, weil ja dabei auf dem Konto kein nennenswerter Betrag verbucht werden kann.

Hier zeichnet sich der Sieg der quantitativen Logik des Geldes über den kritischen Geist aus, der unbequem sein kann, der in den Medien und in der Wirtschaft nicht so gut ankommt. Das wissenschaftliche Geschäft mit der Kernkraft, der Gentechnologie, der pharmazeutischen Industrie oder der Computerindustrie gewinnt immer mehr an Gewicht gegenüber der Kritik dieser Geschäfte oder der nicht sofort vermarktbaren Fragen nach den gesellschaftlichen Bedingungen für ein ›gutes Leben‹, für die Überwindung von ›Entfremdung‹ und ›Ausbeutung‹, nach zukunftsfähigen Lebensstilen. Kultur- und Gesellschaftskritik und auch nur die intensive Beschäftigung mit Ideen, die keinen unmittelbar verwertbaren Zweck verfolgen, wird in diesem neuen Exzellenzdenken allenfalls noch am Ran-

de seinen Sinn erhalten. Die Universität Regensburg schaffte schon vor Jahren Lehrstühle in Soziologie und Pädagogik ab – nicht verwertbarer kritischer Müll! Die Universitätsleitung der LMU hat kürzlich beschlossen, die Professur von Wolfgang Mertens einzuziehen, wenn er in Ruhestand geht. Auch die Psychoanalyse und ihre beharrliche Dekonstruktion glatter Personfassaden ist damit entsorgt.

Die endgültige Austreibung kritischen Denkens bei den Studierenden: Der Bolognaprozess

Bologna war für mich einst der Inbegriff einer selbstbewussten italienischen Stadt, auf deren Marktplatz ich mächtige Demonstrationen einer selbstbewussten Bürgerschaft erlebt habe. Jetzt löst die Erwähnung dieses Städtenamens ein völlig anderes Assoziationsfeld aus. Menschen an den Hochschulen denken jetzt sofort an die Bachelor- und Masterstudiengänge, die sie jetzt entwickeln müssen. Bis 2012 soll es an europäischen Universitäten nur noch solche Studiengänge geben. Das wurde von den Kultusministern europäischer Länder in Bologna beschlossen. Diplome und klassische sozial- und geisteswissenschaftliche Magisterstudiengänge werden vollständig abgeschafft und an ihre Stelle tritt ein durchstandardisiertes Bachelorstudium, das in sechs Semestern zu absolvieren ist. Die Hoffnung, dass sich der Bachelor nur unwesentlich vom bisherigen Grundstudium unterscheiden würde und dass sich dann im Masterstudium das bisherige Hauptstudium unterbringen lässt und sich insofern gar nicht so viele ändern würde und alles nur umetikettiert werden müsste, erweist sich zunehmend als grandiose Illusion. Nur ein kleiner Teil der BachelorabsolventInnen (in Nordrhein-Westfalen sind es etwa 30%) wird die Chance auf die Zulassung zu einem Masterstudiengang bekommen. Diese werden die erste Stufe der Eliteförderung darstellen, nachdem das niedere akademische Fußvolk über einen Bachelor abgefertigt wurde. Der Bachelorabschluss soll zu einer ›Berufsbefähigung‹ führen, was durchaus ein Reformimperativ für eine neue Hochschullandschaft sein könnte, zugleich ist es kaum vorstellbar, dass man in sechs Semestern eine qualifizierte ›Berufsbefähigung‹ erreichen könnte. Das in dieser Nescafé-Variante von Studium erreichte Niveau wird Berufsakademien vergleichbar

sein, wird ein deutlich reduziertes Gehaltsniveau zur Folge haben und wird kaum den Zugang zu anspruchsvollen Weiterqualifikationen ermöglichen.

Die von ECTS-Punkten kontrollierten Bachelorstudiengänge müssen in einem durchoperationalisierten Modulsystem angeboten und studiert werden. Man könnte natürlich argumentieren, dass mit gut durchdachten Modulen endlich auch qualitätsvollere Lehrveranstaltungen entstehen, die nicht im subjektiven Belieben der DozentInnen liegen, die im alten Universitätssystem dies immer unter der Überschrift *Freiheit von Forschung und Lehre* vor einer kritischen Evaluation abschotten konnte. Allerdings wird die mögliche Qualitätsverbesserung von einer ungeahnten Regelungswut erstickt. Die zu schreibenden Modulhandbücher stellen sich als bürokratische ›Monster‹ heraus. Der Bolognaprozess vollzieht sich in einem starren Rahmen, der das totale Gegenteil von einer immer wieder angekündigten Entbürokratisierung bedeutet. Der Staat hat sich aus diesem Prozess stark zurückgezogen, aber er hat hier ein Betätigungsfeld für privatwirtschaftlich organisierte sog. ›Akkreditierungs-Agenturen‹ geschaffen, die ohne eine demokratische Legitimation ein Kontrollsystem über diese neuen Studiengänge gelegt, das die rechtlichen Überprüfungssysteme der alten Kultusbürokratien wie Orte liberalen Geistes erscheinen lassen.

Die Absolventen dieser Studiengänge werden in ihren Zeugnissen kaum mehr individuelle Schwerpunktsetzungen und Interessen sichtbar machen können. Als ob sie geklont wären, haben sie alle fast ein identisches Profil und sie erwerben es in einem schulartigen Formierungsprozess. Die Frage, die ich mir immer mehr stelle, ist die, wie sich eigentlich der Widerspruch zwischen diesem neuen Studienprofil und den gerade von Wirtschaftsvertretern geäußerten Erwartungen, dass Akademiker selbstständig, flexibel und kreativ sein sollten, erklären lässt. Wir bewegen uns in eine Richtung, die akademischen Konformismus erzeugt und zugleich eine Fehlqualifizierung im großen Stil produziert. Auch die stärkere Internationalisierung, die ein wichtiges Begründungsargument für den Bolognaprozess war, bleibt angesichts der realen Studienbedingungen, völlig auf der Strecke. Wieder so ein Widerspruch! Ich fürchte, dass

der eingeschlagene Weg nicht nur zu einer Dequalifizierung unserer AbsolventInnen führt, sie werden auch schlechter bezahlt werden und die Konkurrenz untereinander um den Zugang zu den Berufschancen erhöht sich. Auf der Strecke bleiben werden die Personen, die nicht den kürzesten Weg zum Studium gewählt haben, neben dem Studium noch arbeiten müssen und vielleicht schon eine Familie haben. Der Anteil der Kinder aus Arbeiterfamilien geht ohnehin seit einiger Zeit schon wieder zurück und es zeichnet sich eine Studentenschaft ab, zu der vor allem diejenigen gehören werden, die ein ›förderungsfähiges‹ Elternhaus haben. Bei einer Informationsveranstaltung zum Bolognaprozess, die unsere Universitätsleitung vor einiger Zeit anbot, tauchte die Frage auf, wie denn Studierende ein vollgepacktes sechssemestriges Studium bewältigen sollen, wenn bekannt ist, dass Münchner StudentInnen im Durchschnitt 12 Stunden in der Woche arbeiten müssen, um sich Studium und Lebenshaltung in München leisten zu können. Die unglaubliche Antwort des verantwortlichen Universitätsjuristen lautete, dass dieser StudentInnentypus in Zukunft gar nicht mehr erwünscht sei. Und was ist erwünscht? Der gut formbare Jungakademiker, der mit 22 Jahren seinen Bachelor vorweisen kann, vielleicht ist er ja auch bald erst 21 Jahre, wenn die G8-Generation an die Hochschule kommt. Er hat willig das Pensum abgearbeitet, das ihm zum schnellen Wissenskonsum vorgesetzt wurde. Das schulische Unterrichtssystem wird nahtlos fortgesetzt. Das vermeidet Orientierungskrisen, denn es bleibt ja bei bekannten Strukturen. Das in der Adoleszenz so wichtige *Moratorium*, in dem so wichtige Prozesse der kritisch-reflexiven Selbstfindung stattfinden, wird gestrichen. All die adoleszenten Grenztestungen, die im studentischen Alltagsleben einen so hohen Stellenwert hatten und die zugleich auch immer der energetische Stoff für kritische Studentengenerationen war, die sich nicht affirmativ auf Wissensbetrieb eingelassen haben, werden damit entsorgt. Gerade in der Psychologie habe ich es außerordentlich wichtig gefunden, dass viele unsere AbsolventInnen Lebenserfahrungen aus Familien- und Berufsarbeit mitgebracht haben. Sie wurden zwar von manchen Kollegen mit Begriffen wie ›Muttifraktion‹ abgewertet, aber ich habe sie als wichtiges kritisches Potenzial erlebt, die mit ihren Fragen nach dem berufsbezogenen oder lebenspraktischen Nut-

zen ein wichtiges Korrektiv gegenüber dem Hang zur akademischen Esoterik bilden. Wenn diese Personengruppen aus der Universität verschwunden sein sollten, wäre es wirklich nicht mehr meine Universität.

Bilanz einer feindlichen Übernahme der Humboldtschen Hochschule durch eine neoliberale Dominanzkultur: Ein erschöpftes System

Die ›Eventisierung‹ gehört zu einer Strategie der ›Neuerfindung‹ der Universitäten unter den Vorzeichen einer vollständigen Ausrichtung des neuen Systems an neoliberalen Ordnungsvorstellungen. Ein Staatssekretär aus dem bayerischen Wissenschaftsministerium hat Ende der 1990er Jahre die Notwendigkeit einer Veränderung der Universität damit begründet, dass sie »fit« für das neue Jahrtausend gemacht werden müsste. Allein mit dieser Wortwahl hat er schon verraten, worum es gehen soll: Nicht um kritische Wissenschaft oder um Autonomiespielräume der Universität, sondern um einen Anpassungsprozess (*to fit in* heißt ja genau das) an die Imperative einer ökonomisch gesteuerten globalen Welt. Hier kann man die Grundzüge des flexiblen neuen Kapitalismus und seiner radikalen Konsequenzen in allen gesellschaftlichen Teilbereichen und nicht zuletzt auch bei den einzelnen Subjekten erkennen wie sie Richard Sennett (1998 und 2005) eindrucksvoll beschrieben hat. Menschen werden einer Veränderungsdrift ausgesetzt, die sie nicht mehr persönlich begrenzen und steuern können, die aber von ihnen die volle Verausgabung ihrer Energien fordert. Und sie erleben diesen Prozess nicht nur als nicht steuerbar, sondern auch als ›unlesbar‹. Und wenn wir noch die Überlegungen von Zygmunt Bauman (zuletzt 2007) hinzunehmen, dann wird die innere Logik dieser auf die Universitäten übertragenen Event- und Fitnesskultur noch deutlicher. Die Zielmarkierungen für eine gelungene universitäre Laufbahn oder eine erfolgreiche Institutsarbeit sind verschwunden. Es kommt vielmehr zur Etablierung von Vergleichssystemen in Form von *Rankings* und Drittmittelbilanzen, die den Stellen- bzw. Marktwert von den unmittelbaren Kollegen abhängig macht, die damit natürlich endgültig auch zu feindlichen Konkurrenten werden. Die Stimmungen in universitären Gremien sind untergründig davon längst vergiftet. Die universitären Lebensformen passen sich der unaufhaltsamen Beschleuni-

gungsdynamik an, der gesellschaftliche und berufliche ›Fitness-Parcours‹ hat kein erreichbares Maß, kein Ziel, an dem man ankommen könnte, sondern es ist eine nach oben offene Skala. Jeder Rekord könnte ja immer noch gesteigert werden. Hier ist trotz *Wellness*-Industrie, keine Chance eine Ökologie der eigenen Ressourcen zu betreiben, sondern in einem unaufhaltsamen Steigerungszirkel läuft alles auf einen Erschöpfungszustand zu. Die von Alain Ehrenberg (2004) vorgelegte Analyse zur erheblichen Zunahme von Depressionen in den spätmodernen Gesellschaften ist hier unmittelbar anschlussfähig: Dieser Steigerungszirkel verbraucht rücksichtslos alle Ressourcen und führt zu einem *erschöpften Selbst.* Die ›Eventisierung‹ der Universitäten mobilisiert für diesen Steigerungszirkel und kann durch manisch wirkende *Events* die zunehmende Erschöpfung nicht kaschieren! Die uns vorliegenden Erfahrungen und Zahlen der psychotherapeutisch Beratungsstellen an den Hochschulen, die Daten des Deutschen Studentenwerkes und der Krankenkassen zeigen, dass sich hier ein Problem auftut, das bislang im Schatten der ›Leuchttürme‹ geblieben ist. Von einigen deutschen Universitäten liegen Zahlen vor, die deutlich zeigen, dass nicht nur die Studierenden, sondern auch die DozentInnen und das Verwaltungspersonal von diesem kollektiven Demoralisierungszustand längst erreicht ist, auch wenn seine Folgen als individualisierte *drop out*-Probleme wegdefiniert werden.

Gibt es Hoffnung?

Hoffnungsvoll klingt meine Analyse sicherlich nicht. Aber als chronischer Optimist glaube ich, dass wir *Das Ende der Geschichte* (Fukuyama, 1992) auch in der Universitätsentwicklung noch nicht erreicht haben und ich hoffe immer noch auf eine Gegenbewegung. In den letzten Monaten habe ich in allen Gesprächen mit KollegInnen und StudentInnen eine kritische Grundstimmung vernommen. Daraus müsste sich ja nur eine Protestbewegung formieren, denkt der 68er in mir. Der Beobachter aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen in mir zweifelt an der Möglichkeit großer solidarischer Bewegungen. Aber träumen darf man schon davon und

ein paar Wünsche darf man dann auch in die Traumbilder einflechten. Zum Beispiel diese:

- Ich wünsche mir, dass die Universität wieder ein Ort kritischer Reflexion wird und nicht nur ein Ort ist, an dem funktionierende ›Angestellte‹ möglichst schnell geformt und wieder verabschiedet werden.
- Ich wünsche mir eine Universität, die im Sinne eines kritischen Bildungsbegriffes Studierenden die Chance zur Entwicklung eigenständiger Persönlichkeits- und Fachprofile ermöglicht.
- Ich wünsche mir eine Universität, die gesellschaftliche Verantwortung übernimmt und an der die wichtigen Zukunftsthemen unserer globalen Welt einen Ort des öffentlichen Diskurses und der Auseinandersetzung finden.
- Ich wünsche mir eine Universität, die sich selber als demokratische Institution begreift und im Sinne einer zivilgesellschaftlichen Perspektive alle Angehörigen an der Gestaltung der universitären Lebenswelt beteiligt.

Zurück zu meinem Anfang

Abschließend möchte ich einen meiner ersten Hochschullehrer, Max Horkheimer, zitieren. Er ist für mein Grundverständnis von Wissenschaft und Studium sehr prägend gewesen. In Bezug auf eine sich bereits in den 1950er Jahren abzeichnende Demontage eines kritischen Bildungsverständnisses sagte er in einer Rede an Erstsemester: »Bangemachen gilt nicht!« Diese Aussage steht am Ende folgender Aussage:

> »Mag auch die Heranbildung zum bloßen Funktionär, zum partikularen und verkrüppelten Menschen, wie ihn die verwaltete Welt vorschreibt, die stärksten Bataillone des Weltlaufs hinter sich haben, mag das Bildungsideal, wie es Wilhelm von Humboldt formuliert hat, sowohl im Hinblick auf die wirtschaftliche wie auf die wissenschaftliche Entwicklung nicht mehr klassisch, sondern romantisch sein; der Angestellte kann nicht als Erziehungsziel pro-

klamiert werden, wenn wir nicht den Hegelschen Satz von der Vernünftigkeit des Wirklichen in Hohn verkehren und der Fatalität dessen, was nun einmal ist, blind uns beugen wollen. [...] Was wir unseren Studenten übermitteln können, damit sie nicht die Vernunft verraten, das ist keineswegs bloß rational. Wir können ihnen nicht beweisen, warum sie sich nicht zu Angestellten machen lassen sollen, während alles zu ihrer Eingliederung verschworen scheint. [...] Aber wir können durch die lebendige und ausdrückliche Differenz ausdrücken, dass die satanische Notwendigkeit, in die wir eingespannt sind, als Notwendigkeit doch auch ein Schein ist, ein von Menschen Gemachtes, das von Menschen hinweggenommen werden kann [...] Bangemachen gilt nicht!« (1953).

Anmerkungen

1 An der Münchner Universität saßen 2008 im Hochschulrat: Als Vorsitzender Dr. Nikolaus von Bomhard (Vorstandsvorsitzender der Münchner Rück), Prof. Dr. Roland Berger (Aufsichtsratvorsitzender der Roland Berger Strategy Consultants GmbH), Stephan Götzl, Präsident des Genossenschaftsverbandes Bayern e.V. Im Hochschulrat der TU München waren Roland Berger und Bernd Pischetsrieder, der vom aktuellen Vorstandsvorsitzender von BMW, Norbert Reithofer abgelöst wurde, außerdem u. a. die herausragenden Personifikationen des ›Rohstoffes Geist‹, Edmund Stoiber und Otto Wiesheu.

Literatur

Adorno, Theodor W. (1982). *Studien zum autoritären Charakter*. Frankfurt: Suhrkamp.

Bauman, Zygmunt (2007). *Liquid times. Living in an age of uncertainty*. Cambridge: Blackwell Publ.

Bröckling, Ulrich (2007). *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Ehrenberg, Alain (2004). *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Campus.

Fukuyama, Francis (1992). *Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir?* München: Kindler.

Horkheimer, Max (1953). *Über akademische Freiheit*. Rekoratsrede bei der Immatrikulationsfeier an der Universität Frankfurt am 11. Mai 1953.

Liessmann, Konrad Paul (2006). *Theorie der Unbildung. Die Irrtümer der Wissensgesellschaft.* Wien: Paul Zsolnay.

Musil, Robert (1967). *Der Mann ohne Eigenschaften*. Reinbek: Rowohlt.

Nowotny, Helga (2005). *Unersättliche Neugier: Innovation in einer fragilen Zukunft*. Berlin: Kulturverlag Kadmos.

Pörksen, Uwe (1988). *Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur.* Stuttgart: Klett-Cotta.

Schülein, Johann August (1979). *Monster oder Freiraum? Texte zum Problemfeld Universität*. Gießen: Focus.

Sennett, Richard (1998). *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus.* Berlin: Berlin-Verlag.

Sennett, Richard (2005). *Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin: Berlin-Verlag.

Universität Würzburg (2007). *Pressemitteilung: Exzellenz-Initiative: Uni bekommt Graduiertenschule*. Online-Publikation http://www.uni-wuerzburg.de/en/sonstiges/meldungen/detail/artikel/exzellenz (Stand: 11. Februar 2010).

Ludwig Wittgenstein (2001). *Philosophische Untersuchungen*. Kritisch-genetische Edition. Frankfurt am Main: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.